

Der lange Atem des Migrationsforschers: Klaus Bade

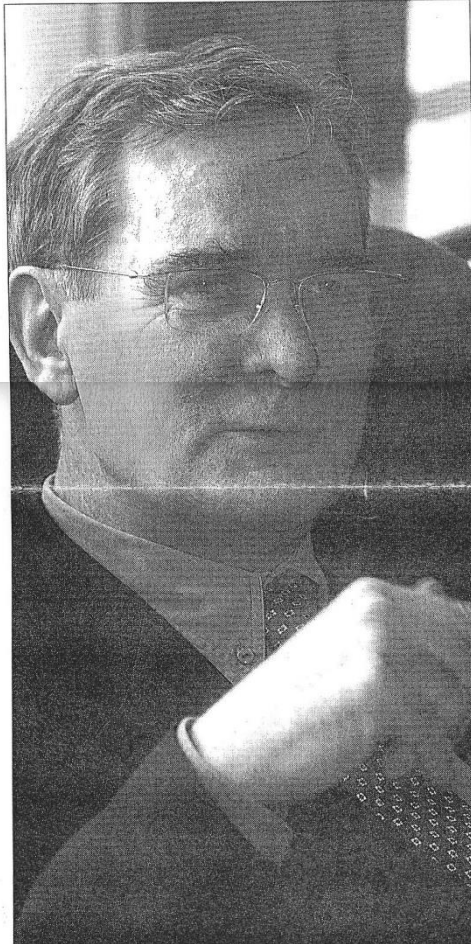
VON ANDREA SEIBEL

Langsam kommt der Sommer. Und mit ihm auch der Süßmuth-Bericht der Bundesregierung zu Einwanderungsfragen. Zwar saß er nicht direkt mit am Expertentisch, aber der Migrationsforscher Professor Klaus Bade muss in diesen Tagen Genugtuung empfinden: Endlich ist das Thema erkannt, endlich wird Einwanderung nicht mehr grundsätzlich infrage gestellt, geht es nicht mehr um das Ob, sondern nur noch um das Wie. Dazu hat Bade, Urgestein der deutschen Migrationsforschung, in den letzten 20 Jahren einen wesentlichen Teil beigetragen. In unermüdlicher, geduldiger Forschungsarbeit, die vielleicht nur ein Historiker aufbringen kann. Aber da ist immer auch noch mehr gewesen: Sein kulturhistorischer Forschungsansatz wuchs mit der Veränderung Deutschlands, er ging den Weg mit, der aus einem Gastarbeiterland ein Einwandererland machte. Sein Sujet formte und veränderte ihn, ist ihm schließlich auch zur politischen Herzangelegenheit geworden.

Wenn Klaus Bade spricht, hochkonzentriert, druckreif, mit ernstem Gesicht und doch voll charmanter Ironie, spürt man sein Gefühl für öffentliche Positionierung. Immer drohe Wissenschaft „Erkenntnis ohne Vermittlungschancen zu bleiben“. Er strebte frühzeitig nach einer Verbindung von wissenschaftlicher Fundierung und menschenfreundlicher Prosa, wobei dem Historiker und Politikwissenschaftler ein Germanistikstudium und ein Abstecher in die Werbebranche hilfreich waren. Viele der von ihm geprägten Begriffe und Formeln sind heute alltäglicher Sprachgebrauch. „Viele wissen das gar nicht“, sagt Bade und fügt schmunzelnd hinzu: „Und das ist auch gut so.“

Nie wollte der 1944 im Elsass Geborene düster raunen oder ahnen. Befreiend fand er, wie Kanzler Schröder mit der Green-Card-Aktion für IT-Ingenieure der Zukunftsangst der Deutschen etwas Neues entgegengesetzte. „Schröder ging durch ein Pulvermagazin und zündete sich eine Havanna an. Und dann kamen die Druckwellen. Doch die verhiessen erstmals: Einwanderung ist nicht Bedrohung allein, kein Verlust, sondern sie kann auch etwas bringen.“

Es war ein langer Weg bis dahin. Am trübsten und unfruchtbarsten waren für Klaus Bade die achtziger Jahre, in denen die Politik ein Verhältnis zur Realität der Einwanderung wie zum Wetterbericht entwickelte: Kann so sein, kann aber



Aus einem teils belächelten, teils angefeindeten Randgebiet der Forschung ist zuletzt dank der Beharrlichkeit Klaus Bades ein zentrales Politikfeld geworden

auch nicht so sein... Bade begegnete bei seinen öffentlichen Auftritten mancherlei Anfeindungen, auch Bedrohungen. Und doch: „Kneifen gilt nicht. Ich bin parteilos, will es bleiben, war immer argumentbezogen, und damit bin ich auch heute noch ganz zufrieden.“ Nicht wenige Kollegen sprangen in dieser Zeit ab, suchten sich andere Betätigungsfelder. Bade blieb am Ball, wollte jenseits der hochaggrierten Zahlen, der abstrakten Aussagen, die Leute mit ihren kon-

kreten Alltagssorgen im Blick behalten. „Migration ist eben keine fröhliche Rutschbahn in ein buntes Paradies, sondern immer begleitet von Ängsten. Wenn man die nicht anspricht, hat man verloren.“

Schon in den frühen achtziger Jahren warb Klaus Bade für ein Verständnis von Migrationspolitik als Zentralbereich der Gesellschaftspolitik, im Gegenentwurf zu dem, was er damals „defensive Erkenntnisverweigerung“ nannte. „Migrationspolitik darf auch Iden-

titätsprobleme nicht ausblenden“, warnte er. Die Geschichte jedoch zeige, „dass viele Einheimische die Nachfahren zugewanderter Fremder sind“. Bades Weg führte von der Wiederbelebung der Erinnerung an die Wanderungsgeschichte der Deutschen zur Beratung, aber auch Kritik von aktueller Politik.

Immer glaubte Klaus Bade an die Gestaltbarkeit gesellschaftlicher Prozesse, nicht als Planspiel, aber durch die Erkenntnis tieferer Zusammenhänge, die da heißt, dass den Deutschen der Gründungsmythos fehlt, dass sie von der historischen Tradition her kein Einwanderungsland sind, seit langem aber informell und de facto eines. Nur wer weiß, wer er ist, kann wissen, was er will.

Heute, da alle Parteien sich mit Zahlen und Quoten übertreffen, ist es an ihm, die Grenzen der Gestaltbarkeit auszuleuchten und vor gedankenlosem Utilitarismus zu warnen. Weil wir mit der Wahrheit konfrontiert werden, dass unsere Gesellschaft überaltert, kann Zuwanderung allenfalls Pufferfunktion haben. „Wir können das nicht kurieren, indem wir möglichst viele Menschen aus dem Ausland holen. Wir müssen auch Antworten durch Reformen im Innern suchen.“

So ganz traut er der Politik also doch nicht und befürchtet, gerade im kommenden Wahlkampf könne die Parteitaktik wieder siegen. Zudem wäre ein Konsens der kleinen Lösungen gefährlich, da damit der mühsam gebahnte Weg zur politischen Gestaltung wieder verschüttet werden könnte.

Die ersten Julitage sind Bades letzte Tage in Berlin. Hier brachte er ein kreatives Jahr am Wissenschaftskolleg. Berlin war nicht nur wissenschaftlicher Fundus, sondern auch politische Laborsituation. Aber der Rückweg an die Heimatuniversität ist kein Weg in die provinzielle Beschaulichkeit. In Osnabrück arbeitet das von Bade aufgebaute, international renommierte Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS), ein Zentrum für interdisziplinäre Forschung, Politikberatung und kritische Politikbegleitung. Selten sind die wissenschaftlichen Workaholics, die trotz 60/70-Stunden-Wochen zugeben, auch mal gerne faul zu sein. Zu ihnen gehört Bade, und er meint eher kontemplativ, beobachtend, die Dinge sich ereignen lassend. Vielleicht ist dies die Kehrseite seiner Leidensfähigkeit. Die muss man auch haben, wenn man zwischen Wissenschaft und Politik pendelt. Und man braucht Geduld, um dicke Bretter zu bohren. In der Einwanderungsfrage allemal.